

Pfarrer Sebastian Spörlin, Schulinspektor, 1745-1812

Autor(en): Johann Wahrmond Hess

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1897

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/fa03310b-d262-4ef0-b569-ba77266107e4>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Pfarrer Sebastian Spörlin,

Schulinspektor, 1745—1812.

Von

Dr. J. W. Heß.



Das alte Baslergeschlecht Spörlin, dessen Mannsstamm im Jahre 1827 bei uns ausgestorben ist, hat dem Gemeinwesen eine Reihe tüchtiger Männer geschenkt, die sich in angesehenen Stellungen mannigfaltige Verdienste erworben haben. Schon der erste des Namens, der im Jahre 1471 zu Hammelburg im Frankenlande geboren und später nach Basel ausgewanderte Georg Spörlin, hat, nachdem er 1498 das Basler Bürgerrecht erworben, vom Jahre 1524 an seine Zunft im Räte vertreten. Hundert Jahre nachher ist Sebastian Spörlin, durch das Zutrauen der Mitbürger von einem Ehrenamte zum andern berufen, bis zur höchsten Würde eines Bürgermeisters emporgestiegen. Zwar hat die Familie nicht vermocht, sich längere Zeit hindurch auf dieser Höhe zu erhalten; um so angelegentlicher ist sie darauf bedacht gewesen, die Erinnerung an jenes Standeshaupt und das Andenken an den in seiner Person gleichsam verkörperten Glanz und das Ansehen des Geschlechtes dadurch festzuhalten, daß dem ältesten Sprößling jeweilen der Taufname Sebastian beigelegt wurde.

Der letzte Träger dieses Namens, der Mann, dessen Lebensgang uns beschäftigt, hat zwar im Staate eine besonders hervorragende

Stellung weder eingenommen noch angestrebt. Geboren den 3. August 1745, war Sebastian Spörlin das erste von fünf Kindern, die einem an Jahren ungleichen Ehepaare geschenkt wurden. Der Vater Sebastian, geboren im Jahre 1700, hatte sich der juristischen Laufbahn gewidmet und versah das Amt eines Notars. Die um 23 Jahre jüngere Mutter gehörte der angesehenen Familie Battier an. Aus dem ältesten Sohne der beiden ist in der Folge ein schlichter Landpfarrer geworden, der sich nicht allein des Seelenheiles der ihm anvertrauten Gemeinden treulich angenommen, sondern namentlich auch um die bessere Erziehung der Jugend wohl verdient gemacht hat. Allerdings hat unser Spörlin weder als Prediger noch als Pädagog Aufsehen gemacht. Seinem schüchternen, mit Vorliebe die stille Verborgenheit auffuchenden Charakter entsprach eine wenig in die Augen fallende Wirksamkeit besser. Da er sich aber in mehr als einer Beziehung um unser Gemeinwesen Verdienste erworben hat, so ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, sein Gedächtnis der Vergessenheit zu entziehen und dafür zu sorgen, daß es bei der Nachwelt in Ehren gehalten werde.

Spörlin hat im Jahre 1786 angefangen, seine Lebensgeschichte selber aufzuschreiben, ist aber damit nicht über seine Jugendjahre hinausgekommen. In diesen Aufzeichnungen macht er die Bemerkung, daß sie zu einiger Beleuchtung des häuslichen und öffentlichen Erziehungswezens seiner Vaterstadt dienen möchten. Aus diesem Grunde hat er den Eindrücken und Erinnerungen an seine Schulzeit eine besonders eingehende Berücksichtigung geschenkt. Mit lebendigen Farben weiß er nicht nur über die bei seiner frühesten Auferziehung befolgte herkömmliche, aber verkehrte Behandlungsweise zu berichten, sondern er entwirft auch ein keineswegs schmeichelhaftes Bild von der in seiner Jugend angewandten Unterrichtsmethode. Schon in der Kleinkinderschule sei er mit der Erlernung der fünf Hauptstücke der christlichen Religion, der sieben davidischen Bußpsalmen „nach Lob-

wassers verwässerter Uebersetzung“ und „von Gebeten in Angst-, Not- und Todesfällen“ gemartert worden. Zugleich habe es die Lehrerin darauf abgesehen, den ihr anvertrauten Kindern durch die Erzählung von allerlei Gespenster- und Schauergeschichten eine abergläubische Angst einzujagen, weil sie kein besseres Mittel kannte, um das unruhige, kleine Völkchen zum Stillsitzen und an Gehorsam zu gewöhnen. Spörlin weiß davon zu erzählen, daß ihm wegen eines unbedeutenden Vergehens von der Lehrerin einmal gedroht worden sei, sie werde ihn dem eben vorübergehenden Schornsteinfeger ausliefern. Vor Aufregung darüber sei er nicht nur in eine heftige Krankheit verfallen, die ihn dem Tode nahe brachte, sondern er habe noch als erwachsener Mann niemals einem Schornsteinfeger auf der Straße begegnen können, ohne das peinliche Gefühl einer unwillkürlichen Beängstigung zu empfinden. In lebendiger Erinnerung an die in der Kleinkinderschule einst ausgestandenen Marterstunden fordert Spörlin in seiner Jugendgeschichte, daß doch die Errichtung und Leitung solcher Schulen ja nicht dem Belieben unberufener und untüchtiger Persönlichkeiten überlassen werden möchte, sondern daß der Obrigkeit allein die Befugnis zustehen sollte, „nach befindenden Umständen“ und unter der Bedingung „einer ganz genauen Beaufsichtigung“ die Erlaubnis dazu zu erteilen.

Aus der Kleinkinderschule trat Spörlin fast unmittelbar ins Gymnasium ein. Weil die auf diese Anstalt vorbereitenden öffentlichen Elementarschulen ihrem Zweck zu jener Zeit nur höchst unvollkommen entsprachen, ließen wohlhabendere Eltern ihre zum Eintritt ins Gymnasium bestimmten Knaben durch Privatlehrer zu Hause unterrichten. Dies war leicht genug; denn die Anforderungen an die Aufzunehmenden gingen nicht über ein ganz bescheidenes Maß von Lesen- und Schreibekönnen hinaus. In kurzer Zeit eignete sich Spörlin das Nötige an und wurde trotz seinem noch sehr jugend-

lichen Alter von noch nicht ganz sieben Jahren auf Ostern 1752 in die unterste Klasse des Gymnasiums aufgenommen.

Auch in dieser Schule wurde das Hauptgewicht auf die äußere Aneignung religiösen Wissens gelegt. Als Lehrmittel diente das „Nachtmahlbüchlein,“ ein für das jugendliche Verständniß ganz ungeeignetes, selbst für Erwachsene viel zu abstrakt und dogmatisch gehaltenes Buch, das die Schüler wörtlich auswendig lernen mußten. An die Stelle der Mittel, wodurch die Kleinkinderschule auf die Gemüther der zarten Jugend eingewirkt und Ruhe und Gehorsam aufrecht erhalten hatte, trat im Gymnasium bei Gelegenheit ein anderes noch weit bedenklicheres. Spörlin erzählt nämlich, es sei Uebung gewesen, an dem Tage, wo einem todeswürdigen Verbrecher das Endurtheil vorgelesen wurde, den Unterricht des Morgens um neun Uhr zu schließen und die Schüler ins Richthaus zu geleiten, wo ihnen innerhalb der Schranken ein besonderer Platz eingeräumt war. Man beabsichtigte wohl, der Schuljugend durch den Anblick des zerknirschten Missethäters einen nachhaltigen Absehen vor dem Verbrechen und einen heilsamen Schrecken vor dessen Folgen einzulößen. Spörlin hat aber einen widerlichen Eindruck davon behalten und spricht seine entschiedene Mißbilligung gegen ein derartiges Abschreckungsmittel aus.

Daß es aber auch mit dem Unterricht, wie er um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Gymnasium erteilt wurde, sehr übel bestellt gewesen sei, geht nicht nur aus Th. Burckhardts Geschichte dieser Anstalt, sondern auch aus Spörlins Aufzeichnungen hervor. Das Gedächtniß allein wurde geübt, das Verständniß völlig vernachlässigt. Mit Unmut und Bitterkeit läßt sich Spörlin über seine Lernjahre also vernehmen: „In der schönen Zeit von beinahe vier Jahren habe ich außer einigen leichten Lese-, Schreib- und Rechnungsübungen und den Anfängen der Singkunst zur Förderung des öffentlichen Gottesdienstes nur das Nachtmahlbüchlein ohne

Herz und Sinn, mit mehrerer Theilnehmung eine Anzahl biblischer Historien nach Hübner, etwelche weltliche Geschichten aus der *Acerra philologica*, die Anfänge der lateinischen Grammatik nach dem Artikelbüchlein, deklinieren und konjugieren, sowie die Anfänge und Regeln der Syntaxis nach Cellarius, einige hundert lateinische Wörtlein und kleine Phrasen, theils aus dem *Vocabulario* über Corderii *Colloquia*, theils in die Feder diktiert, erlernt. Hierauf bin ich angehalten worden, aus letztbemeldetem Buch und Castellionis *Dialogis sacris*, soviel zum Behuf der halbjährigen Prüfung unumgänglich erforderlich, erbärmlich ins Deutsche und eine Menge *Themata* aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen. Zu guter Letzt kamen mir noch *Catonis Disticha moralia* mit Opißens Uebersetzung zu Gesicht, wobei ich die *Præcepta Poeticæ* und skandieren wie auch aus den *Crepundiis græcis* die Anfänge der griechischen Sprache, das heißt lesen, lernte. Aus der Geographie lernte ich ein mageres Gerippe, nämlich die vier Welttheile, Kaiserthümer, Königreiche und Fürstenthümer dem bloßen Namen nach, aber weiter aus so vielen, jedermann nützlichen und angenehmen Wissenschaften — Gott weiß — nur gar nichts kennen und blieb so unter der unverantwortlichsten Marter des Gedächtnisses bettelarm am Verstande, herzlich froh, wenn ich mit dem kommenden Abend das einte und andere der vorgemeldten Bücher beiseits legen konnte, ohne daß sie die empfindlichsten Spuren des heiligen Eifers meiner Lehrer auf Hand und Rücken zurückließen.“

Ein solch trauriges Ergebnis mußte auf den lernbegierigen und gutbegabten Schüler einen um so entmutigendern Eindruck machen, als er es an Fleiß und Mühe nicht fehlen ließ, seine Lehrer zufrieden zu stellen. Nicht nur rückte er von Jahr zu Jahr ohne Mühe in die obern Klassen vor, sondern er trug auch halbjährlich nach den öffentlichen Prüfungen eine Anzahl Prämien als Zeichen des Fleißes nach Hause. Neben der Schule erhielt er

überdies in der Freizeit daheim einen vielstündigen Privatunterricht; denn die allzuängstlichen Eltern meinten, ihren Knaben dadurch vor schädlicher Zerstreuung und dem Umgange mit weniger gegifteten Kameraden am besten bewahren zu können. So verlebte Spörlin eine an Freuden arme Jugendzeit. Von einer Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung, von einem fröhlichen Spiele mit Altersgenossen, von einem in Gesellschaft der Eltern unternommenen Spaziergange oder gar von einem Ausfluge in die Umgegend, überhaupt von Ferien und von den zahlreichen Genüssen und Annehmlichkeiten, womit dieser Begriff für die gesamte Schuljugend unserer Tage verbunden ist, von alledem weiß Spörlins sonst so ausführliche Jugendgeschichte kein Wörtchen zu berichten. Unter solchen Umständen war es für den Knaben ein Glück, daß er aus den beschränkten Verhältnissen der Vaterstadt hinausgeführt und in andere Umgebungen versetzt wurde.

Der Ertrag des väterlichen Notariatsgeschäftes und die ökonomischen Mittel der Eltern Spörlins überhaupt scheinen im Laufe der Jahre zur Befreiung des Haushaltes nicht mehr ausgereicht zu haben. Gewisse Hoffnungen auf eine Verbesserung der Lage durch Erbschaft und sonstige Glücksfälle hatten sich als Täuschungen erwiesen. Spörlins Vater faßte darum den Entschluß, sein Glück an einem andern Orte zu versuchen. Von einem ungenannten geistlichen Fürsten des deutschen Reiches hatte er „einen gnädigen Wink“ erhalten, der die Hoffnung auf eine feste Anstellung in dessen „französischen Landen“ in ihm weckte. Dies genügte, um ihn zu bestimmen, in dem vorgerückten Alter von 55 Jahren der Vaterstadt den Rücken zu kehren und mit den Seinigen einer ungewissen Zukunft entgegen zu wandern. Wohin die Familie sich gewandt habe, läßt sich nicht bestimmen; denn Spörlin pflegt in seiner Biographie Eigennamen entweder ganz zu verschweigen, oder mit dem bloßen Anfangsbuchstaben anzudeuten. An unserer Stelle

schreibt er, seine Eltern hätten sich zu D. zwischen P. und S. niedergelassen. Der Zusatz, daß „in diesem artigen, kleinen Städtchen mehr französisch als deutsch gesprochen worden sei,“ läßt auf eine Ortschaft im Lothringischen schließen. Um das früher Gelernte nicht zu vergessen und nicht müßig zu bleiben, erhielt Spörlin bei einem graubärtigen Kapuziner Unterricht im Latein und in den Anfängen der französischen Sprache.

Die Hoffnung auf eine feste Anstellung des Vaters ging jedoch nicht in Erfüllung. Da wurde ihm unvermutet die durch plötzlichen Todesfall freigewordene, einträgliche Verwaltung der ausgedehnten Malteserkommende L. im B. angeboten, worunter ohne allen Zweifel die an der Straße von Freiburg nach Stühlingen nördlich von St. Blasien gelegene Ortschaft Lenzkirch im Breisgau zu verstehen ist. Natürlich griff Spörlins Vater mit beiden Händen zu. Die unruhewollen Zeiten der Uebersiedlung brachten freilich den Bildungsgang des Sohnes einigermaßen ins Schwanken, und Spörlin gesteht, daß er, sich selbst und einer Anzahl mutwilliger Dienstboten überlassen, der Gefahr der Verwilderung ausgesetzt gewesen sei. Noch zur rechten Zeit übergab ihn aber der Vater im Mai 1756 ohne das geringste Bedenken wegen des Unterschiedes der Konfession der mit dem benachbarten Benediktiner-Kloster St. Blasien verbundenen, gut geleiteten Erziehungsanstalt für Knaben.

Hier kam endlich Spörlin in eine Umgebung, die seine geistige Entwicklung nachhaltig förderte und ihr eine neue Richtung gab. Mit Leichtigkeit fand er sich in den neuen Verhältnissen zurecht. Lebendig schildert er den Eindruck, den das Kloster mit seiner prächtigen Kirche, seinen weitläufigen Gebäulichkeiten, seinen naturhistorischen Sammlungen, seiner Bibliothek und andern Sehenswürdigkeiten auf ihn hervorgebracht habe. Mit Vergnügen spricht er von dem, einen abgeschlossenen Teil des Ganzen bildenden Pensionate, von dem geräumigen, freundlichen Arbeitszimmer der zwölf

Zöglinge und dem daran stoßenden hellen, lustigen, gemeinschaftlichen Schlaffsaale. Der Verkehr zwischen dem Lehrer und den Schülern war ungezwungen und zutraulich und ließ das Gefühl einer lästigen Ueberwachung nicht aufkommen. Auf die Stunden gemeinsamer Arbeit folgte regelmäßig eine Zeit der Erholung, sei es daß die Zöglinge im Klosterhofe an einem muntern Ball- oder Kegelspiele teilnehmen durften, sei es daß sie einen Spaziergang in die Umgegend ausführten, womit der begleitende Lehrer auf ungesuchte Weise allerhand Belehrungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte zu verbinden wußte. Daneben wurden die Knaben aber auch an Anstand, Höflichkeit und gute Lebensart gewöhnt. An Festtagen nämlich und bei besonders feierlichen Anlässen durften sie in Gemeinschaft der Konventualen speisen, oder sie wurden sogar an die Tafel des Fürstabtes gezogen. Man sah es gerne, wenn sie bei solchen Gelegenheiten ihre kleinen Anliegen und Wünsche in wohlgefügten Redewendungen aussprachen, oder wenn sie durch die Aufführung „artiger Sittenspiele“ etwas zur Unterhaltung der Gesellschaft beitragen.

So angenehm und vergnüglich dieses alles dem jungen Spörlin vorkommen mochte, so sehr war er anfänglich betroffen, als ihm in der Schule sein Platz in der untern Abteilung bei den sogenannten Rudimentaristen angewiesen und ihm bedeutet wurde, er hätte eigentlich nach dem Stande seines Wissens den allerersten Anfängern, den „Prinzipisten,“ zugeteilt werden sollen. Weit entfernt aber dadurch verdrossen zu werden, stachelte die Zurücksetzung seinen Ehrgeiz. Mit Aufbietung alles Fleißes brachte er es dahin, daß er schon im Herbst in die zweite, ein Jahr darauf in die dritte Abteilung befördert und noch dazu mit einem prächtigen *præmium diligentiae* beschenkt wurde.

Voll Freude darüber eilte er nach Lenzkirch, um die Ferien im Kreise seiner Familie zuzubringen und nachher wieder mit fri-

ihem Eifer zu seinen liebgewonnenen Studiengenossen zurückzukehren. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Der kränkelnde Vater war froh, den Sohn wieder bei sich zu haben, und gedachte, sich an ihm einen zuverlässigen Gehilfen heranzuziehen. Kaum hatte aber der Knabe angefangen, in der Schreibstube des Vaters zu arbeiten, so ereilte diesen plötzlich der Tod (1757, Oktober 30). Mit schmerzlicher Rührung gedenkt der Sohn des Verlustes, der die Seinigen nicht nur des Ernährers, sondern auch des liebevollen Hauptes und eines treugesinnnten Freundes beraubt habe. Um so inniger schloß er sich an die Mutter an, „die ihm,“ wie er in seiner Biographie bemerkt, „in der Welt immer das Liebste gewesen sei.“ Von einer Rückkehr nach St. Blasien konnte nun vollends keine Rede mehr sein. Spörlin hat aber den dortigen Aufenthalt in liebevollstem Andenken behalten und es immer gerühmt, daß die dajelbst zugebrachten anderthalb Jahre diejenige Zeit seines Lebens gewesen sei, die er mit dem meisten Vergnügen und dem größten Nutzen zugebracht habe. Auf sein sinniges Gemüt haben die auf den Tod des Vaters folgenden Tage des Leids und schwerer Sorge einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Der Hang zu träumerischem Verweilen in stiller Zurückgezogenheit, der Spörlin eigen ist, mag wohl hauptsächlich dieser Zeit seinen Ursprung verdanken.

Nach der Abwicklung der geschäftlichen Angelegenheiten kehrte die Witwe mit ihren fünf unerzogenen Kindern nach Basel in ihre leerstehende Behausung zurück. Zunächst handelte es sich für den ältesten, zum Studium bestimmten Knaben um den Wiedereintritt ins Gymnasium. Obgleich Spörlin im Griechischen noch fast gar keinen Unterricht genossen hatte, bestand er nicht nur die Aufnahmeprüfung, sondern wurde auch unbedenklich der obersten Klasse zugeteilt, woselbst er wieder mit seinen ehemaligen Kameraden zusammentraf. Es fiel ihm freilich nicht leicht, sich von neuem, wie er sich ausdrückt, an die „schlechte Kost“ zu gewöhnen, die das

Gymnasium noch immer seinen Schülern bot. In jener obersten Klasse wurde damals „neben dem Religionsunterrichte im Lateinischen aus Justino, Eutropio und Ovidii Tristibus überaus wenig, im Griechischen aus dem Neuen Testament und Aesopi Fabulis ebensowenig gethan.“ Die meiste Zeit sei „auf lateinische und griechische Themata und versetzte Verse verwendet, Geographie, Historie und Sternkunde“ (d. h. ohne Zweifel die sogenannte mathematische Geographie) „zum bloßen Spielthing gemacht worden.“ Die Lehrer seien vollkommen zufrieden gewesen, wenn die Schüler nur „die vorhandenen Fragstücklein“ (d. h. die in der Form von Katechismen abgefaßten Lehrbücher) „gut oder übel verstanden, hätten richtig herjagen können.“ Mit einer so mangelhaften Vorbereitung schloß Spörlins Gymnasialunterricht ab. Im Herbst 1758 wurde er nach wohlbestandener Prüfung „ad lectiones publicas promoviert,“ d. h. Student. Ohne seine Meinung anzuhören, war die Wahl seines Studiums schon zum voraus im Familienrate festgesetzt worden. „Würde er sich,“ so hatte es geheißten, „der Kanzel widmen, so wäre alle Wahrscheinlichkeit, daß er auch eine zeitliche Verjorgung hoffen dürfe; denn der größte Theil der bediensteten Geistlichen in der Stadt und auf der Landschaft sei ziemlich betagt und die Anzahl der Studierenden gar nicht beträchtlich.“ Spörlin hat später das Bedenkliche solcher materiellen Erwägungen selber eingesehen. „Die Wahl seiner künftigen Bestimmung,“ bemerkt er, „sei von seiten seiner Freunde eine wahre Spekulation gewesen; aber der Herr habe ihren Rat nicht zu Schanden werden lassen, sondern sein Vornehmen mit dem gewünschten Erfolge gesegnet.“

Damit schließen Spörlins Aufzeichnungen aus seiner Jugendgeschichte ab, und wir sind für das Folgende auf andere Quellen angewiesen.

Bis zum Jahre 1769 erfahren wir über Spörlins weitere Erlebnisse nur sehr wenig. Raam hatte er im Jahre 1766 das

theologische Examen bestanden und war als Geistlicher ordiniert worden, so erging der Ruf an ihn, als reformierter Prediger nach der polnischen Hauptstadt Warschau abzureisen. Er konnte sich aber wegen der Unsicherheit der politischen Zustände im polnischen Reiche nicht dazu entschließen. Dagegen nahm er gerne eine Hauslehrerstelle zu Murten an, die ihn nicht soweit in die Ferne führte und ihm neben der Praxis des Unterrichtes erlaubte, sich im Predigen zu üben. Nach drei Jahren folgte er dem Rufe als Pfarrer nach der deutsch-reformierten Gemeinde zu Markkirch oder Mariakirch im Elsaß.

Einem jungen Basler Theologen stand vor den politischen Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts ein ungleich ausgedehnteres Gebiet offen als heutigen Tages. Wir finden Geistliche aus Basel häufig im Auslande, namentlich an den Höfen kleiner Reichsfürsten oder an reformierten städtischen Gemeinden da und dort in deutschen Landen. In der Fremde fanden sie die willkommene Gelegenheit, ihren Gesichtskreis über den beschränkten Raum der vaterstädtischen Ringmauern auszudehnen, fremde Anschauungen, Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen und das Gebiet ihres Wissens nach allen Richtungen zu erweitern.

Zu den Ortschaften, wo Prediger aus Basel vorzugsweise eine Anstellung gefunden haben, gehört das in einem Thale der Vogesen gelegene Markkirch, und es mag hier wohl am Platze sein, über das freundnachbarliche Verhältnis einige Mitteilungen zu machen, das mehr als 120 Jahre lang zwischen beiden Städten bestanden hat.

Das Thal, worin Markkirch liegt, ist von dem der Rheinebene zueilenden Leberbache durchflossen, der ehemals die Grenzscheide zwischen zwei sprachlich und politisch scharf getrennten Gebieten bildete. Die linke, nördliche Seite wurde zu Lothringen, die rechte, südliche, zur Herrschaft Rappoltstein im Elsaß gerechnet. Dort

war die französische, hier die deutsche Sprache vorherrschend. Frühe schon hatte die reformierte Lehre im Thale Eingang und namentlich von Genf aus Verbreitung gefunden. Die evangelischen Markkircher unterhielten deshalb von jeher nicht allein mit ihren Glaubensverwandten im deutschen Reiche, sondern auch mit Genf und den reformierten Ständen der schweizerischen Eidgenossenschaft eine lebhafteste Verbindung.

Im 17. Jahrhundert traten in den Verhältnissen des Städtchens folgenschwere Veränderungen ein. Einerseits ging der früher lohnende Bergbau, dem der Ort seinen französischen Namen S. Marie-aux-Mines verdankt, immer mehr zurück; andererseits kam Markkirch mit dem Elsaß unter französische Oberhoheit. Als sich der Erbe der Herren von Rappoltstein, der Landgraf von Hessen-Birkenfeld, aus freien Stücken dem Könige Ludwig XIV. unterwarf, erhielt er zum Lohne die Zusicherung freier Religionsübung zu Gunsten seiner Unterthanen. Ein mehreres für diese zu thun war er nicht in der Lage. Die in ihrem Hauptverdienste bedrohten und in ihrer finanziellen Bedrängnis um den Fortbestand ihrer reformierten Gemeinde besorgten Bürger von Markkirch sahen sich nach Unterstützung um und wandten sich nicht vergebens an die reformierten Stände der schweizerischen Eidgenossenschaft, in erster Linie an Basel. Von 1663 an bis 1786 hat unsere Stadt die evangelischen Glaubensbrüder mitten in dem abgelegenen Vogesenthale mit einer ununterbrochenen Reihe von vierzehn Predigern versehen, die vom Jahre 1698 an sogar unmittelbar vom Basler Kirchenrate gewählt wurden.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir auf diese Verhältnisse näher eintreten wollten. Für unsern Zweck genügt die Bemerkung, daß das Amt, das Spörlin als vorletzter in der Reihe der von Basel aus bestellten Prediger übernommen hat, hauptsächlich durch die unerquicklichen Zänkereien erschwert wurde, die schon früher zwischen der französisch- und der deutsch-reformierten

Gemeinde zu Markkirch ausgebrochen waren. Ueber Spörlins pfarramtliche Thätigkeit erfahren wir nur wenig. Es wird ihm das Zeugnis gegeben, „daß er sich durch gewissenhafte Amtsführung und durch humane Denkungsart die allgemeine Liebe und Hochachtung erworben und daß ihm seine ganze Gemeinde ein freundliches Andenken bewahrt habe.“

Für Spörlins innere Entwicklung ist der freundschaftliche Verkehr wichtig geworden, in den er von Markkirch aus mit Pfeffel und mit Oberlin getreten ist. Zu Pfeffel in Kolmar, dem für die philanthropischen Bestrebungen seines Zeitalters und für alles Gute und Edle begeistertem Dichter, fühlte sich Spörlin zunächst wohl darum hingezogen, weil er für seine eigenen, wenn auch schüchternen, poetischen Versuche an Pfeffel einen wohlwollend-aufmunternden Beurteiler fand. Auch in pädagogischen Fragen, die Spörlins Interesse besonders lebhaft in Anspruch nahmen, war Pfeffel als Vorsteher einer geschätzten Erziehungsanstalt ein kundiger Ratgeber. Im Steinthale bei Vater Oberlin jedoch lernte Spörlin nicht nur die von diesem ächt christlichen Seelsorger ins Leben gerufenen mannigfaltigen und zweckmäßigen Verbesserungen zur Hebung der moralischen und materiellen Lage seiner Gemeinden kennen, sondern er fand auch Gelegenheit, sich von dem guten Erfolge der von dem praktischen Oberlin in seinen Gemeindefchulen eingeführten verbesserten Unterrichtsmethode zu überzeugen. Von den dort ins Leben gerufenen Neuerungen zur Veranschaulichung und Vereinfachung des Unterrichtes hat Spörlin späterhin Einiges in seinen Landschulen zur Anwendung gebracht. Namentlich spricht er anerkennend von einem Erleichterungsmittel zur Einprägung der Geographie durch Anleitung der Schüler zum Landkartenzeichnen und zur Ausfüllung sogenannter stummer Karten.

Als gereifter Mann mit erweitertem Blicke, reich an Erfahrungen und sich seines Zieles bewußt, kehrte Spörlin nach dreizehn-

jähriger Abwesenheit im Jahre 1779 in die Heimat zurück, um die Pfarrei Diegten-Eptingen auf der Landschaft Basel anzutreten. Er that dies mit dem ernstestn Vorsatze, in jeder Hinsicht für das Beste seiner Gemeinde zu sorgen und seine Zuhörer „nicht nur auf ein Glück hinzuweisen, das etwa eine ferne Zukunft ihnen in Aussicht stelle, sondern das sie bereits schon hienieden genießen könnten.“ Die Aufgaben seines Amtes machte er zum Gegenstande seines reiflichen Nachdenkens. Kein Freund geräuschvoller Geselligkeit verweilte er am liebsten auf dem einsamen Rasenhügel zunächst bei der Kirche seines Pfarrdorfes, wo spärliche Ueberreste an das Vorhandensein der ehemaligen Burg Eshenz erinnerten. Dort hing er den Betrachtungen nach, die bei der Vergleichung der einstigen und der gegenwärtigen Zustände der zu seinen Füßen ausgebreiteten Landschaft in ihm aufstiegen; dort ließ er den stillen Frieden, der über dem lieblichen Gelände lag, auf sein für solche Eindrücke besonders empfängliches Gemüt einwirken. „Herrliches Plätzchen,“ ruft er begeistert aus, „das mir die Vorsehung im besten Alter schenkte! Nicht bloße Uebersicht eines Dorfes oder so vieler Felder, Wiesen und Gärten macht dich mir so angenehm, sondern Betrachtung meiner selbst und anderer, mit welchen ich in näherer oder entfernterer Verbindung stehe, Aufsicht über Thätigkeit und Unthätigkeit, rechte Anwendung dieses Lebens, ernste Vorbereitung aufs zukünftige, das, geliebte, kleine Anhöhe, wird mich dir oft nahe bringen, und so wirst du mir und ihnen heilig sein.“

Den dort zugebrachten Stunden der Sammlung und religiöser Weihe verdanken zwei Schriften ihre Entstehung, die Spörlin in der ersten Zeit seiner pfarramtlichen Thätigkeit veröffentlicht hat. Die erste erschien 1782 anonym unter dem seltsam und etwas gesucht lautenden Titel „Verschiedenes über Allerhand.“ Theils in gebundener, theils in ungebundener Form werden darin hauptsächlich die Freuden der Einsamkeit, die Vorzüge einer einfachen und ge-

nüßgamen Lebensweise, die Annehmlichkeiten des Landlebens, die Schönheiten der Natur, oder die veredelnden Empfindungen der Freundschaft gepriesen.

Spörlins zweite Schrift ist ein im Jahre 1786 unter seinem Namen erschienenes Andachtsbuch, dessen vorwiegend erbaulicher Inhalt eine Reihe von frommen Gedanken über Fragen und Erfahrungen des innern Lebens zum Gegenstande hat.

Beide Schriften erheben so wenig wie Spörlins Predigten, von denen seine Familie pietätvoll eine Anzahl aufbewahrt, Anspruch auf hervorragende Leistungen. Es sind schlichte Ergüsse eines ernstgesinnten, nach Vervollkommnung ringenden Gemütes, deren zum Theil schwülftiger, zum Theil nüchternen und lehrhafter Ton uns zwar nicht hinreißt, aus denen uns aber die aus einer festen Ueberzeugung hervorquellende Sprache eines redlichen, aufrichtigen und demüthigen Christen entgegenklingt. Wir lernen einen lautern Charakter, einen wohlmeinenden Freund des Volkes, einen kindlichgläubigen Seelsorger kennen, der für sich selber unbeirrt durchs Leben geht und das frohe Bewußtsein der Veröhnung mit Gott, das er in sich empfindet, auch andern zu vermitteln bestrebt ist.

Daß Spörlin neben diesen auf die geistige Veredlung und Umgestaltung abzielenden Bestrebungen auch die Verbesserung von Angelegenheiten des praktischen Lebens keineswegs außer Acht ließ, geht aus dem lebhaften Interesse hervor, das er besonders der Hebung der Landwirtschaft entgegenbrachte. Hauptsächlich um durch die nach der neuen Methode betriebene Bewirtschaftung seiner Pflandgüter andern mit seiner Erfahrung und gutem Rate dienen zu können, trat er landwirtschaftlichen Vereinen bei. Seiner Anregung war es denn auch später zu verdanken, daß die Regierung im Jahre 1809 zwei basellandschaftliche Lehrer nach Hofwyl entsandte, um unter Fellenberg eine gründliche Anleitung zur rationellen Vebreibung des Landbaues zu empfangen.

Spörlins Hauptthätigkeit liegt jedoch auf dem Gebiete der Pädagogik. Als ein Kind seines Zeitalters, das ja vorzugsweise den Beinamen des „pädagogischen“ erhalten hat, nimmt er an allem, was mit Erziehung und Unterricht in Verbindung steht, den lebhaftesten Anteil. Mit Vorliebe hebt er in seiner Jugendgeschichte alles hervor, was damit in Verbindung steht. Nicht allein das Nachdenken über die Fehler, die bei seiner eigenen Erziehung begangen worden waren, sondern mehr noch seine Erlebnisse als Hauslehrer, die Erfahrungen, die er als Geistlicher bei der Unterweisung der Jugend sammelte, die von ihm bei seinen Schulbesuchen gemachten Beobachtungen, der lebhafteste Gedankenaustausch mit Freunden, vertieft durch das Studium der namhaftesten pädagogischen Schriftsteller, das alles befähigte ihn in hohem Grade zu einem richtigen Urtheil über Erziehungsfragen im weitesten Umfange.

Schon in der Schrift „Verschiedenes über Allerhand“ hat er seine Ansichten darüber entwickelt, wie der erste Unterricht mit einer beschränkten Zahl von Privatschülern am zweckmäßigsten und erfolgreichsten einzurichten sei. Bald darauf bot ihm die Verbindung mit der Gemeinnützigen Gesellschaft, der er seit 1779 angehörte, Gelegenheit, mit Verbesserungsvorschlägen für die sehr darniederliegenden Landschulen vor einen weitem Kreis einsichtiger Schulfreunde zu treten.

Im Jahre 1787 beschäftigte sich die Gemeinnützige Gesellschaft von neuem mit der Frage, „ob nicht durch die Errichtung eines Seminarii etwas für die sehr vernachlässigte Classe der Dorfschulmeister gethan“ und damit zugleich „für die bessere Erziehung der Jugend gesorgt“ werden könnte. Die vier der Gesellschaft angehörenden Landpfarrer wurden um ein Gutachten darüber angegangen, „durch welche Mittel taugliche Schulmeister fürs Land zu pflanzen und der Unterricht in den Landschulen zu verbessern

wäre.“ Unter den eingegangenen Antworten nimmt Spörlins Arbeit nach Form und Inhalt die erste Stelle ein.

Der Verfasser leistet den Nachweis, daß alle Verbesserungen der Landschulen nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn sie vom Staate ausgehen. Dessen Absichten mögen wohl „durch edelmütige und einsichtsvolle Patrioten“ unterstützt werden; der Obrigkeit in erster Linie falle aber die Pflicht und die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß die Schulen gut eingerichtet und daß nur taugliche Männer als Lehrer angestellt würden. Wir übergehen Spörlins Verbesserungsvorschläge, soweit sie sich auf die ökonomische Besserstellung der Lehrer, die Aufhebung des Privilegiums der Stadtbürger zur Bekleidung der bestbeholdeten Lehrerstellen auf der Landschaft, die Maßregeln zur Ordnung des Schulbesuches u. dergl. beschränken und begnügen uns, folgende zwei, bis dahin von niemand aufgestellte Forderungen anzuführen: die Errichtung von Sekundarschulen und die Einführung eines einheitlichen Schulinspektors. Spörlin macht in Bezug auf ersteres geltend, daß in den drei bevölkersten Ortshaften Liestal, Siffach und Waldenburg notwendig die Veranstaltung eines über den Rahmen der gewöhnlichen Elementarschule hinausgehenden Unterrichtes getroffen werden sollte. Dies wäre hauptsächlich durch die Mittheilung sogenannter „gemeinnütziger Kenntnisse,“ oder nach heutigem Sprachgebrauche der Realien, zu erreichen. Die Wünschbarkeit einer einheitlichen Schulaufsicht bringt Spörlin mit der Forderung eines neuen Schulgesetzes in Zusammenhang. „Damit ob dem (zu erlassenden) Schulplane gehalten werde,“ sagt er, „sollte eine hohe Obrigkeit einen Pädagogarchen oder Landschul=Inspektoren ernennen, welcher aber ein in der Erziehungskunst erfahrener, praktischer, aufgeklärter, gewissenhafter, rechtschaffener und tüchtiger Mann sein müßte, der alljährlich sämtliche Dorfschulen besuchen, ob dem neuen Schulplane in der Lehrmethode und Ordnung nachgelebt werde, einsehen, sich über alles

Mangelhafte oder zu Verbessernde mit dem Pastore Loci bereden und alljährlich einem hochwürdigen Kirchen- und Schul-Rat einen genauen Bericht eingeben müßte.“

Die Gemeinnützige Gesellschaft hütete sich freilich, auf so weitgehende Vorschläge einzutreten. Sie blieb vielmehr ihrem schon früher gefaßten Grundsatz treu, „daß man dem Kaiser überlassen müsse, was des Kaisers sei,“ „weil ohne hochobrigkeitliche Verfügung und Genehmigung weder ins Große etwas vorgenommen, noch Kleines eingeführt werden könne,“ und beschloß, sich fernerhin auf die Unterstützung würdiger Lehrer durch Geldgeschenke und auf die Verbreitung nützlicher Schriften zu beschränken.

Letztern Gedanken griff Spörlin sofort auf und machte sich an die Bearbeitung eines volkstümlichen Lesebuches, das den Landmann über die wichtigsten Vorkommnisse im täglichen Leben aufklären, gemeinnützige Kenntnisse unter Jung und Alt verbreiten und in zweifelhaften Fällen jedermann mit guten Räte und praktischer Anleitung an die Hand gehen sollte. Im Jahre 1790 erschien der erste, zwei Jahre darauf der andere Teil. Ein dritter, der sich die Verbesserung des Landbaues zur Aufgabe machte, blieb unausgeführt; denn Spörlins Arbeit fand trotz der materiellen und moralischen Unterstützung durch die Gemeinnützige Gesellschaft beim Publikum nicht den gewünschten Anklang. Das Buch, das unter dem Titel „Hanns und Bethe“ erschien, war weit davon entfernt, eine Volksschrift zu sein. Von Anfang bis zu Ende in der auf die Dauer höchst ermüdenden, trockenen und lehrhaften Form des Dialogs gehalten, enthält es Unterhaltungen, deren Einerlei nirgends durch eine Handlung unterbrochen wird. An dieser Klippe mußte die löbliche Absicht des Verfassers und sein wohlgemeintes Bestreben scheitern. Vielleicht liegt in der Wahl des Titels „Hanns und Bethe“ eine bewußte oder unbewußte Beziehung zu Pestalozzis „Lienhard und Gertrud.“ Wenn das wirklich der Fall sein sollte,

und wenn Spörlin mit Absicht neben Pestalozzi in die Schranken getreten ist, so kann der Vergleich unmöglich zu seinen Gunsten ausfallen. Denn sein Hans ist so wenig ein Lienhard, als Bethe eine Gertrud ist. Wer kennt nicht Pestalozzis packendes Volksbuch? Wem ist dagegen Spörlins Schrift auch nur dem Namen nach bekannt? Während sein „Versuch eines Volkslesebuches“ unbeachtet und vergessen im Staube der Bibliotheken modert, ist Pestalozzis Werk neuerdings wieder aufgelegt und dem Volke in die Hand gegeben worden.

Spörlins Verdienste sind nicht auf dem litterarischen Boden, sondern auf dem Gebiete der praktischen Pädagogik zu finden. Er hat sich als eifriger Förderer des Jugendunterrichtes, als Verbesserer der Lehrmethode und als treuer Freund und Berater der Lehrer ausgezeichnet.

Mit dieser Seite seiner Thätigkeit machte Spörlin in seiner eigenen Gemeinde den Anfang. Seiner Mitwirkung wird es wohl zu verdanken gewesen sein, daß die beiden Schulen zu Diegten und zu Eptingen bei der im Jahre 1786 abgehaltenen Schulvisitation das Lob erhielten, zu den besten auf der Landschaft zu gehören. Bei diesem Anlasse wurde ferner wahrgenommen, daß der Lehrer das Gedächtnis seiner Schüler auf dieselbe Weise zu unterstützen verstand, die in der Realschule zu Berlin üblich sei, was ohne Zweifel auf die guten Ratschläge des Pfarrers zurückzuführen ist. Endlich gedenkt der Visitationsbericht mit Anerkennung, daß es den Bemühungen Spörlins gelungen sei, neben der gewöhnlichen Nacht- oder Repetierschule in beiden Dörfern besondere Sonntagschulen ins Leben zu rufen.

Diese mit Erfolg gekrönten Schulverbesserungen sind wohl die Veranlassung dazu gewesen, daß Spörlins Name genannt wurde, als sich der helvetische Minister Ph. A. Stapfer nach Männern umjah, die ihm bei der von ihm im Jahre 1798 begonnenen

Umgestaltung des Schulwesens hilfreiche Hand zu bieten imstande seien. Am 5. Dezember wurde Spörlin durch die ihm ganz unerwartete Ernennung zu einem der vier Schulinspektoren im Kanton Basel ebenso überrascht wie erfreut. Am 19. Februar des folgenden Jahres begann er seine Thätigkeit, worüber er ein genaues und höchst interessantes Tagebuch geführt hat.

Die Aufgabe, der sich Spörlin und seine Mitarbeiter unterzogen, war wegen der Ungunst der damaligen Zeitläufte äußerst schwierig. Es bedurfte dazu eines unerschütterlichen Mutes und des festen Vertrauens, daß die auf die Erreichung des idealen Zweckes gerichtete gute Absicht trotz allen Hindernissen schließlich den Sieg davontragen werde. Im Hinblick auf die zu erwartenden Schwierigkeiten hatte Stapfer in der Instruktion, die er den Schulinspektoren in die Hand gab, einen feurigen Appell an deren Patriotismus gerichtet und sie beschworen, sich durch die ihrer wartenden Beschwerden doch ja nicht abhrecken zu lassen. Materielle Vorteile konnte er ihnen nicht in Aussicht stellen; denn ihre Thätigkeit für die Schule wurde als ein unbejoldetes Neben- und Ehrenamt angesehen. Dafür wies Stapfer umso nachdrücklicher auf das moralische Verdienst hin, das die Inspektoren sich erwerben würden, indem sie als Bahnbrecher die Nation einer bessern Bestimmung entgegenzuführen berufen seien.

Unter dem lebendigen Eindruck dieser Worte hat Spörlin seinem Schultagebuche folgendes Motto vorangestellt: „Nie halte uns von einer guten That der Gedanke ab: Es hilft doch nichts. Es muß helfen, wollen wir dagegen denken und fest auf die seligsten Folgen rechnen, womit sie die Vorsehung über kurz oder lang belohnen wird.“

Es wird genügen, hier auf einige der hauptsächlichsten Schwierigkeiten hinzuweisen, womit Spörlin und seine Mitarbeiter zu ringen hatten. Obenan stand die überaus traurige ökonomische Lage der

Lehrer, deren Mühe und Arbeit überall aufs kärglichste belohnt wurde, und die sich während der schweren Notjahre am Ende des 18. Jahrhunderts vollends dem bittersten Mangel preisgegeben sahen. Spörlin weiß genug davon zu erzählen, welche Mühe es ihn gekostet habe, die Lehrer seines Distriktes Waldenburg, „deren Ehrgefühl,“ wie er sich irgendwo ausdrückt, „nicht durch glatte Worte allein, sondern mit blinkendem Erze aufgereizt zu werden verlangte,“ zum Ausharren auf ihrem undankbaren Posten zu vermögen. Ein ferneres Hindernis bereiteten die argen Uebelstände der damaligen, meistens durchaus ungenügenden und äußerst verwahrlosten Schullokalien, deren Beseitigung in einzelnen besonders krassen Fällen nur durch das rasche, energische Eingreifen des Schulinspektors erreicht wurde. Dazu kam der im Unterrichte der Lehrer eingerissene Schlendrian und die traurige Gleichgültigkeit, womit die Eltern die Bestrebungen zur bessern Einrichtung der Schulen zu betrachten gewohnt waren. Diesen Zuständen standen die Behörden während jener Zeiten äußerster politischer und finanzieller Bedrängnis auch beim besten Willen machtlos gegenüber. Der Erziehungsrat von Basel gestand es in einem an Spörlin gerichteten Schreiben selber ein, „man müsse sich darauf beschränken, nach Lage und Umständen an jedem Orte nur das Gute hervorzubringen, das allenfalls möglich sei, bis günstigere Zeiten die Entfaltung einer wirklichen Thätigkeit gestatten.“ Dieses Wenige zu erreichen, ließ sich Spörlin aufs gewissenhafteste anlegen sein. Mit rastloser Thätigkeit machte er Schulbesuche, hielt Prüfungen ab, rief Sommerschulen ins Leben, suchte deren regelmäßigen Fortgang zu sichern und wies die Eltern überall auf den Nutzen eines wohlgeordneten Jugendunterrichtes hin.

Mit ganz besonderer Treue ließ er sich die Hebung der materiellen und sozialen Lage seiner Lehrer angelegen sein. Stapfer hatte die Schulinspektoren in der schon erwähnten „Instruktion“ aufgefordert, die Lehrer ihres Distriktes regelmäßig um sich zu ver-

jammeln, sie bei dieser Gelegenheit aufzumuntern und zu belehren, ihren Wettseifer anzuspornen, das Gefühl der Selbstachtung in ihnen zu wecken und nichts zu versäumen, wodurch ihnen auch in den Augen des Volkes eine geachtete Stellung gesichert werden könne. Diese Aufgabe in unserm Kanton zuerst ins Auge gefaßt und verwirklicht zu haben, ist Spörlins Verdienst. Seit dem Wintermonat 1799 versammelte er zum Zwecke „gemeinschaftlicher brüderlicher Beratung und gegenseitiger Belehrung und Aufmunterung“ allmonatlich die Lehrer seines Distriktes in regelmäßigen Konferenzen um sich. Um ihre Bildung zu fördern, nahm er die Anlegung einer Schulbibliothek in Aussicht. Bei seinen Schulbesuchen, bei den Schulprüfungen und in den Konferenzen versäumte er niemals, die Lehrer auf die Wichtigkeit ihres Amtes hinzuweisen und sie zu ermahnen, „trotz allen Widerwärtigkeiten in ihrem Eifer nicht zu erkalten, sondern immer daran zu denken, daß sie Arbeiter im Garten Gottes seien, der ihnen seine edelsten, wichtigsten und zartesten Pflanzen zur Aufsicht, Wartung, und Bearbeitung anvertraut habe und ihre darauf verwendete Treue, wenn auch die Menschen sie verkennen sollten, nicht unbelohnt lassen werde.“

Es wird hier wohl der passendste Ort sein, um der pädagogischen Grundsätze zu erwähnen, die Spörlin den Lehrern besonders einzuprägen pflegte. Vor allem ermahnt er sie, daß das Wissen dem Kinde nicht von außen her beigebracht oder wohl gar zwangsweise aufgenötigt werden dürfe, sondern daß der einsichtige Erzieher den Zögling daran gewöhnen und dazu anleiten müsse, das Richtige aus eigenem Nachdenken und durch Uebersetzung zu finden, damit er infolgedessen nach selbstgewonnener Ueberzeugung handeln lerne. In klarer, allgemein verständlicher Weise müsse der Unterricht des Lehrers darauf ausgehen, nicht einseitig das Gedächtnis auf Kosten der übrigen Geisteskräfte mit halbverstandenen, unklaren Vorstellungen zu belasten, woraus nichts

als irrige Begriffe entstünden, sondern jeder Unterricht, und nicht am wenigsten der in der Religion, habe die Aufgabe, das Nachdenken zu wecken und auf das Verständnis hinzuarbeiten. Es sei ein großer Fehler, wenn man Kinder, die kaum lesen und noch nicht recht denken gelernt hätten, mit abstrakten, dogmatischen Begriffen plage und sie zu Christen machen wolle, bevor sie Menschen seien. Man dürfe die Gedächtniskraft der Kinder nicht mit Glaubenslehren üben. „Werden diese noch gar, wie's so gewöhnlich ist, durch Stock und Rute den Kindern beigebracht, so hat dies ohnehin den Schaden, daß sie einen Ekel vor dem Religionsunterricht bekommen, der ihnen zeitlebens bleibt.“ „Wächten doch,“ ruft Spörlin aus, „alle Lehrer vor Gott den feierlichen Entschluß fassen und diesen Grundsatz nie außer acht lassen, daß sie ihren Zöglingen vor allen Dingen Lust zum Lernen einflößen.“ Das Lernen soll eine angenehme Beschäftigung, die Schule eine Stätte der Freude, nicht ein Ort der Dual sein. „Wenn einmal,“ ruft er prophetisch aus, „unsre Schulen auf dem Lande sind, was sie sein sollten und werden könnten; wenn weiter nicht nur darauf gesehen wird, den Kindern einigen Wortkram ins Gedächtnis zu setzen und einigen Mechanismus in gewissen Fertigkeiten mitzuteilen, sondern sie denken zu lehren und ihnen so mehr Vergnügen in und außer der Schule zu verschaffen, dann wird aller Schulzwang von selbst aufhören.“ Zugleich warnt er aber aufs eindringlichste vor dem Fehler derer, die im Gegensatz zu der Strenge der vorigen Zeiten in der Schule auf einmal zur größten Nachsicht überzugehen geneigt seien, die sich anheißig machten, die Jugend spielend zu unterrichten und die Gedächtnisübungen als zu lästig vernachlässigten. Wenn man „gründliche Köpfe“ bilden wolle, so sei das einzige Mittel dazu die Pflege des Gedächtnisses, und der alte Satz *Tantum scimus, quantum memoria tenemus* habe seine Gültigkeit noch lange nicht verloren.

Unter den Lehrfächern legt Spörlin dem guten Lesen einen großen Wert bei. „Etwas geschickt und mit Nachdruck herabzulesen,“ sagt er, „ist eine größere Kunst, als man gemeinhin glaubt, und es wird immer noch zu wenig Fleiß darauf verwendet.“ „Besonders uns Schweizern, die wir uns vor andern Nationen durch unsere Verfassung so vielfältig in der Lage befinden, etwas öffentlich zu lesen oder einen Vortrag zu halten, kann diese Kunst nicht genug empfohlen werden.“ Ebenso wichtig sei für einen Lehrer die Gabe des Erzählenskönnens. Jeder Erzieher sollte beflissen sein, sich diese Kunst mit der größten Sorgfalt zu eigen zu machen; denn mit diesem Stein der Weisen ausgerüstet, vermöge ein verständiger Pädagog bei den Kindern alles auszurichten.

Mit dem Lesen will Spörlin sofort das Schreiben in Verbindung gebracht wissen. Beides sei neben, nicht nach einander zu betreiben. Nicht nur, wie dies zu seiner Zeit üblich war, einzelne wenige, sondern sämtliche Schulkinder, namentlich auch die Mädchen, hätten am Schreibunterrichte teilzunehmen. Bei diesem Fache ganz besonders müsse aber der Lehrer der guten Körperhaltung die gebührende Berücksichtigung schenken. Ueberhaupt habe er es sich zur Pflicht zu machen, die Schüler weder zu lange, noch in gebückter Stellung sitzen zu lassen, oder ihren Geist bis zur Abspannung anzustrengen. Dies veranlaßt Spörlin, sich über die Ausbildung des Körpers weiter auszusprechen. Es sei, sagt er, ein allgemeiner und wesentlicher Fehler unserer meisten Schuleinrichtungen, daß man für die körperliche Gesundheit und Ausbildung der Jugend nicht Sorge. Ueber dem Bestreben, den Geist zu bilden und diesem Kenntnisse beizubringen, vernachlässige man den Leib und vergesse, daß dieser gesund sein müsse, wenn die Seele gesund und einer harmonischen Bildung fähig sein solle. Durch die Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung leide zugleich auch die Seele Schaden. Um dies zu verhüten, empfiehlt Spörlin aufs wärmste häufige

Bewegung im Freien und eine bei passenden Anlässen stattfindende Verlegung des Unterrichtes aus der dumpfen Schulstube hinaus; unter Gottes freiem Himmel solle Anschauungsunterricht getrieben und der Schüler mit den Gegenständen selbst bekannt und auf die Schönheiten der Schöpfung aufmerksam gemacht werden. Als ein vorzügliches Mittel zur Ausbildung und Kräftigung des Körpers empfiehlt Spörlin das Spiel und damit in Verbindung gymnastische Uebungen. Er spricht sogar der Veranstellung von turnerischen Volksfesten das Wort, wobei unter die Geschicktesten und Gewandtesten kleine Preise verteilt werden sollten, und hofft, daß nicht nur die Jugend sich auf derartige Anlässe tüchtig vorbereiten, sondern daß auch das Alter sich ermunternd und anregend daran beteiligen werde. Ueberhaupt will Spörlin dem Volke seine Vergnügungen beim Exercieren, Scheibenschießen, Kegelspielen, ja selbst beim Tanze, nicht beschränken, wohl aber diese Lustbarkeiten durch die Anwesenheit älterer, verständiger Männer vor Ausschreitungen bewahren und ihnen einen ernstern, idealen und nationalen Charakter verleihen.

Unter allen Mitteln, die zur Veredlung und Ergözung des Volkes dienen, räumt aber Spörlin dem Gesang die erste Stelle ein; denn am Gesang könne sich jedes Alter und jedes Geschlecht beteiligen. „Lehret darum,“ ruft er den Lehrern zu, „alle Kinder, deren Stimmorgane es irgend zulassen, in allen Schulen gut singen!“ „Wär' ich reicher, als ich bin,“ fügt er hinzu, „so würde ich bloß zur Erhöhung meiner eigenen Freude den Aufwand nicht scheuen, der Dorfjugend einen Lehrer in der Singkunst zu halten.“ Bei seinen Schulbesuchen unterläßt er niemals, sich nach dem Stande des Gesangunterrichtes zu erkundigen. Ein guter Gesang bietet ihm die Gewähr, daß die Schule auch in anderer Beziehung zur Zufriedenheit bestellt sei. Mit nichts kann ihm eine größere Freude gemacht werden, als wenn ihm ein Chor vor-

geführt wird, der unter der Leitung des Lehrers oder sonst eines gefangenen Mannes nicht bloß die gewöhnlichen Psalmenmelodien, sondern auch Lieder von Gellert oder Lavater nach den Kompositionen eines Egli, Bachofen oder Schmidlin vorzutragen versteht.

Endlich verdienen Spörlins Bemühungen um die Einrichtung von Handarbeitschulen für Mädchen noch der Erwähnung. Schon Stapfer hatte diese wichtige Seite des Unterrichtes ins Auge gefaßt und die Inspektoren aufgefordert, die Gattinnen der Lehrer zu veranlassen, den Schülerinnen Anleitung im Spinnen, Nähen, Stricken u. dgl. zu erteilen. Diesen Gedanken trachtete Spörlin in seinem Distrikte mit allem Fleiß zu verwirklichen. In einem Schreiben vom 30. Juni 1799 unterbreitete er dem Erziehungsrate einen dahin abzielenden Vorschlag. Unter den Gattinnen der Lehrer in seinem Aufsichtskreise war jedoch nur eine einzige, die Handarbeiten anzufertigen imstande war und die zugleich nach Spörlins Meinung die Befähigung besessen hätte, Kinder in dieser Kunst zu unterrichten. Zudem betrachtete das Landvolk diesen Unterricht als etwas ganz Ueberflüssiges und als eine unerhörte Neuerung. Aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten und an Verständnis für diesen Zweig der Schulbildung mußte Spörlin zu seinem Bedauern auf die Einführung des Arbeitsunterrichtes verzichten.

Spörlin beschränkte seine Belehrungen aber nicht bloß auf mündliche gute Ratschläge. Die Vaterländische Bibliothek bewahrt von ihm außer handschriftlichen „Materialien zu gewünschter Verbesserung der Landschulen“ eine wahrscheinlich von ihm verfaßte, wenn auch nicht von ihm selbst geschriebene, aphoristische „Anleitung der Schullehrer zur nützlichen und zweckmäßigen Führung ihres Amtes.“ Darin wird namentlich darauf hingewiesen, wie wichtig zur Erziehung der Jugend vor allen Dingen das vom Lehrer selber ausgehende gute Beispiel und die richtige Gewöhnung sei. Zugleich werden Belehrungen über die Schulführung, die Einrichtung des

Unterrichtes und das wichtige Kapitel von den Belohnungen und Strafen erteilt, die von großer Einsicht und Sachkenntnis zeugen.

Spörlin machte jedoch die Erfahrung, daß viele von seinen reiflich erwogenen Verbesserungsplänen nicht ausgeführt werden konnten, nicht nur weil das Volk noch zu gleichgültig, sondern auch weil die Zeit dafür überhaupt noch nicht reif war, besonders aber weil das allgemeine Interesse von den politischen Ereignissen allzusehr in Anspruch genommen wurde. Da war es ihm ein Trost, daß er unter seinen Lehrern soviel Liebe, Zutrauen und Verständnis fand. Es fehlte diesen Männern bei aller Geringschätzung, die sie täglich erfahren mußten, nicht sowohl am guten Willen, Besseres zu leisten, als an der gehörigen Anleitung dazu. Darum wird er nicht müde, an die Spitze aller seiner Forderungen zur Hebung des Schulwesens immer von neuem ein Seminar für Landschullehrer zu stellen, kann es aber nicht unterlassen, im Hinblick auf den bedrängten Stand der Staatsfinanzen mit einem Seufzer hinzu-
zuzeigen: „Wenn's nur nicht so kostspielig wäre!“

Wegen seines freundlichen Auftretens, das mit sittlichem Ernst und gewinnendem Wohlwollen gepaart war, stand Spörlin bei der Lehrerschaft in verdientem Ansehen. Als er im Herbst des Jahres 1800 das Schulinspektorat niederlegte, weil er die Wahl zum Pfarrer von Siffach angenommen hatte, sprachen ihm die Lehrer in der letzten, unter seinem Vorsitze abgehaltenen Konferenz ihren Dank aus. In ihrer aller Namen hatte der Schreiber eine zwar ungelent geschriebene Urkunde aufgesetzt, deren schlichter, herzlicher Ton aber ein schönes Zeichen für die Gesinnung ist, womit die Lehrerschaft von ihrem scheidenden Vorsteher Abschied nahm. Die Lehrer können nicht genug danken für alles, was Spörlin zu ihrem Besten und zur Förderung der Schulen gethan habe. Sein Verdienst sei es, daß die Schulen des Waldburger Distriktes um ein Merkliches in Aufnahme gekommen seien. Keine Stunde, kein

Augenblick sei ihm zu lästig gewesen, um für das Wohl der Jugend und das Beste der Lehrer zu arbeiten und zu sorgen. Beständig habe er die Kinder zur Liebe gegen die Lehrer, zum Gehorjam und zum Fleiße ermahnt, die Lehrer durch Trost aufgerichtet, zur treuen Pflichterfüllung ermuntert und auch mit schwachen Leistungen Geduld und Nachsicht getragen. „Ferne, ferne,“ heißt es in dem Aktenstück, „wünschten wir die Stunde Ihres Abschieds; aber jetzt ist sie vorhanden, jetzt sehen wir uns von Ihnen getrennt. Die Vorsehung wollte es so; denn Gott wollte Ihren Fleiß und Ihren Eifer für das zeitliche und ewige Wohl Ihrer Untergebenen noch in diesem Leben nicht unbelohnt lassen.“

Ueber die Gründe, die Spörlin zum Wegzuge von Diegten und zur Niederlegung des Schulinspektorates bewogen haben, schweigt er. Wir sind darüber auf bloße Vermutungen angewiesen. Den Ausschlag mag wohl die Hoffnung gegeben haben, seine ganze Kraft auf die Umgestaltung der tief darniederliegenden Schule zu Sijjach verwenden zu können.

Ein amtlicher Bericht aus dem Jahre 1799 hatte diese unter den schlechten Schulen im Distrikte Gelterkinden die schlechteste genannt. Nach langen, unerquicklichen Verhandlungen war es endlich gelungen, den im Jahre 1771 durchs Los an seine Stelle gelangten Lehrer, einen sonst rechtschaffenen, aber zur Ausübung des Lehramtes ganz unfähigen Mann, zum Rücktritte zu bewegen. Nach einem mehrmonatlichen Provisorium kam endlich am Schlusse des Jahres 1802 ein Bürger der Landschaft, Erhard Schneider von Thürnen, an die erledigte Stelle. Dieser strebsame, junge Mann war im Jahre vorher mit Unterstützung der Gemeinnützigen Gesellschaft nach Burgdorf gesandt worden und hatte sich unter Pestalozzis Anleitung zum Landschullehrer ausgebildet. In verhältnismäßig kurzer Zeit war er mit der Lehrweise des großen Pädagogen so vertraut geworden, daß er von Pestalozzi selbst mit

den besten Zeugnissen entlassen und dem Basler Erziehungsrate angelegentlich zur Anstellung empfohlen wurde. Nachdem Schneider während einiger Monate die kleine Nebenschule Zunzgen mit Erfolg geleitet hatte, wurde er am 12. November 1802 zum Lehrer an eine der wichtigsten Stellen des Kantons, nach Sissach, gewählt. Mit ihm hielt die Lehrart nach Pestalozzis Grundfätzen ihren Einzug auf der Landschaft Basel.

Aus einem unter obigem Datum an Spörlin gerichteten Briefe des Rektors Fr. Miville, worin ihm dieser die Wahl Schneiders anzeigt, erfahren wir, daß die Basler Landbevölkerung die neue Lehrmethode nicht gerade mit Freude begrüßt habe, sondern daß allerlei Vorurteile dagegen vorhanden gewesen seien. Wir glauben, den Grund hiefür darin suchen zu sollen, daß in Pestalozzis Anstalt auf das nach herkömmlicher Weise getriebene Auswendiglernen des Katechismus, von Bibelsprüchen, Gebeten u. dgl. wenig Gewicht gelegt wurde, während unser Landvolk gerade diese Uebungen als die notwendigsten und wesentlichsten Bestandteile des Schulunterrichtes zu betrachten gewohnt war. Miville riet deshalb zu einem vorsichtigen Vorgehen und schlug vor, die neue Methode vorzugsweise in den mathematischen Fächern anzuwenden, für die übrigen dagegen eine andere „vernünftige Lehrart“ zu gebrauchen. Indessen waren die Leistungen der Sissacher Schule derart, daß bald jeder Einwand verstummte. Die Vorzüge der pestalozzischen Methode, scharfe Auffassung durch das Auge, klarer und bestimmter mündlicher Ausdruck, lückenloser Fortschritt und feste Einprägung, traten aufs deutlichste hervor. Mit Bewunderung überzeugten sich Eltern und Schulfreunde von den überraschenden Erfolgen des Unterrichtes; nicht minder erfreuten die Zeichnungen, die von den Schülern gleichsam spielend ausgeführt wurden.

Als die Schulherren oder die „Deputaten,“ an ihrer Spitze der um die Hebung des Landschulwesens hochverdiente Staatsmann

Peter Dchs, im Sommer 1808 eine eingehende Prüfung in sämtlichen Schulen des Kantons vornahm, erklärten sie diejenige zu Sissach für die beste von allen. Sie sowohl wie die übrigen Schulen des Kirchspiels seien ein Beweis, welchen Vorteil die neue Methode gewähre, insonderheit wenn sich auch der Geistliche der Schule so thätig annehme, wie dies zu Sissach der Fall sei. Aus diesem Zeugnisse geht hervor, daß auch Spörlin das seinige redlich zu dem Erfolge beigetragen hat. Durch das Aufblühen seiner Gemeindefschulen sah er zu seiner Freude einen Gedanken verwirklicht, der ihm schon lange als ein Ideal vorgeschwebt und dem er in seiner Schrift Hanns und Bethes Ausdruck verliehen hatte, daß nämlich das Amt eines Landpfarrers und eines Volksschullehrers in ihren Gemeinden nur dann ein gesegnetes sei, wenn Eintracht unter ihnen herrsche und wenn es ihnen weder an der Achtung und dem Vertrauen der Eltern, noch an der Liebe der Kinder fehle.

Die Aufsehen erregenden Leistungen der Schule und die Wahrnehmung, daß einzelne strebame Jünglinge, die Lust hatten, Lehrer zu werden, von sich aus nach Sissach kamen, um in der dortigen Musterschule die neue Art des Unterrichtens kennen zu lernen, führten dazu, den schon lange erwogenen Gedanken an die Errichtung eines staatlichen Lehrerseminars ins Leben treten zu lassen.

Zur Verwirklichung desselben schien das Jahr 1808 besonders geeignet. Nach längern Beratungen war eben damals, hauptsächlich dank den Bemühungen des Deputaten Dchs, ein Landeschulgesetz zustande gekommen, das manche wichtige Verbesserung enthielt und deshalb überall auf dem Lande freudige Aufnahme fand. Namentlich zu Sissach wurde sein Erscheinen lebhaft begrüßt, und Spörlin ergriff die Gelegenheit, um sich öffentlich über die Grundsätze auszusprechen, die in der dortigen Schule bereits zur Anwendung gekommen seien und in dem neuen Seminar befolgt werden sollten. „Lasset euch,“ rief er am Schlusse der Schulprüfungen

den Lehrern zu, „die Schularbeit immer die wichtigste von allen euren Beschäftigungen sein. Bereitet euch gewissenhaft auf den Unterricht vor. Lehret die euch anvertraute Jugend durch euer gutes Beispiel, unterrichtet sie aber auch nach Auswahl der besten Bücher, die euch bekannt sind. Arbeitet nicht bloß auf das Gedächtnis, sondern vielmehr auf den Verstand und das Herz der Kinder. Suchet ihnen das Schwere leicht und das, was sie zu lernen und zu thun haben, angenehm zu machen. Erkläret ihnen das Unbekannte oder das, was sie auf irrige Begriffe führen könnte, deutlich und machet es ihnen anschaulich und begreiflich. Da endlich die Religion und die Tugend unzertrennlich verbundene Schwestern sind, so machet sie mit beiden bekannt, machet ihnen beide verehrungswürdig, zeigt ihnen beide in ihrer schönen und liebenswürdigen Gestalt. Gewöhnet euere Kinder zur Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Höflichkeit, Bescheidenheit, Friedfertigkeit, Wahrheitsliebe und Arbeitsamkeit. Präget ihnen besonders Hochachtung und Ehrfurcht gegen die Eltern, Vorgesetzten und gegen das graue Alter ein. Kurz, suchet sie überhaupt zu gesitteten Menschen zu bilden, so werden sie Gott gefällig und allen Menschen lieb und wert sein.“

Am 18. April, am Ostermontag, wurde das Seminar mit vier Zöglingen eröffnet. Der Staat zahlte dem Lehrer Schneider für die Verköstigung und Beherbergung eines jeden von ihnen die nach unsern Begriffen höchst bescheidene Summe von wöchentlich vier Franken. Die Zöglinge wohnten dem Unterrichte des Lehrers anfänglich als Zuhörer bei; allmählich mußten sie sich dann unter seiner Anleitung selber praktisch im Unterrichten üben. Spörlin führte die Oberaufsicht, kontrollierte und ergänzte den theoretischen Unterricht des Lehrers, prüfte allwöchentlich die Fortschritte der Seminaristen und besorgte das Rechnungswesen sowie das Aktariat.

Man darf sich freilich unter jenem ersten Lehrerseminar auf der Landschaft Basel keine Bildungsanstalt nach modernem Zuschnitte

vorstellen. Es kam der obersten Schulbehörde hauptsächlich darauf an, daß die Lücken möglichst rasch durch besser vorbereitete Lehrer ausgefüllt würden, die infolge der vorgenommenen Schulvisitation theils durch die sofortige Pensionierung, theils durch die in Aussicht gestellte „Remotion“ von 17 bisherigen Schulmeistern entstanden. Darum kürzte man den Aufenthalt im Seminar möglichst ab und beschränkte ihn auf drei, höchstens sechs Monate. Während der Zeit vom 18. April 1808 bis zum 30. September 1810 besuchten 41 junge Leute die Anstalt, und Spörlin konnte unter letztem Datum an den Erziehungsrat berichten, daß bereits über die Hälfte der Landschulen mit braven Lehrern besetzt sei, die „nach einer einheitlichen Lehrart“ unterrichteten. Die Gesamtkosten des Seminars beliefen sich im angegebenen Zeitraume auf 3821 Franken. Am 6. Dezember 1810 genehmigte der Rat den Bericht der Deputaten über die Anstalt, drückte dem Pfarrer Spörlin für seine wirksame Beihilfe das obrigkeitliche Vergnügen aus und machte ihm für seine freiwillig übernommenen Bemühungen ein Geschenk von 20 Louisdor. Lehrer Schneider erhielt ebenfalls eine angemessene Gratifikation.

Die Leistungen der Schule zu Sissach und des damit verbundenen Seminars wurden bald in weitem Kreise bekannt, sogar „im Auslande,“ wie Spörlin schreibt. Er versteht darunter aber bloß die Einladung, die von Zürich aus an ihn erging, daß er an den Verhandlungen der im Jahre 1808 gestifteten und in diesem Jahre zum erstenmal sich zu Lenzburg versammelnden schweizerischen Gesellschaft für Erziehung teilnehmen möchte, die sich die weitere Verbreitung der pestalozzischen Erziehungsgrundsätze in der Schweiz angelegen sein ließ.

Trotz seinem mehr in sich gefehrten Naturell war Spörlin ein Freund von Zusammenkünften, die sich die Beratung über Fragen der allgemeinen Wohlfahrt und der Förderung edler Zwecke zur

Aufgabe machten. Schon in den 1780er Jahren hatte er sich an den Versammlungen der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach beteiligt und sogar eine Zeitlang dem engern Ausschusse derselben angehört. Er trat sofort der Erziehungsgesellschaft bei und nahm in den Jahren 1809 und 1810 an deren Jahresfesten Anteil. Im letztern Jahre ergänzte er den Bericht seines Freundes, des Pfarrers Sam. Kumpf von Oltingen, „über den jetzigen Zustand des Kantons Basel“ durch ein mündliches Referat „über den glücklichen Fortgang der Landschullehrerbildungsanstalt zu Sissach“ und sprach dabei über die Leistungen der daraus hervorgegangenen Lehrer seine besondere Befriedigung aus.

Der Beifall, den Spörklins Mitteilungen im Kreise der schweizerischen Erziehungsfreunde ernteten, war der letzte Erfolg, der seiner Arbeit hienieden beschieden war. Seine Tage waren gezählt. Die Pastoration einer starkbevölkerten Gemeinde mit fünf Filialen nebst der Schulaufsicht, die mit zeitraubenden Arbeiten verbundene Oberleitung des Seminars, dazu noch das Amt eines Kammerers, d. h. des Verwalters des Kammergutes, einer Unterstützungskasse für die Hinterbliebenen unbemittelter Landprediger, das ihm nach Dekan J. J. Hubers Tode durch das Vertrauen seiner Amtsbrüder war übertragen worden, das Alles nahm seine Kräfte fast über Gebühr in Anspruch. Seine sonst so rüstige Gesundheit fing an zu wanken. Schon im Sommer 1808 zwang ihn eine heftige Erkrankung, sich längere Zeit jeder geistigen und körperlichen Anstrengung zu enthalten. Zwar erholte er sich wieder. Aber im Oktober 1811 erlitt er einen abermaligen Schlaganfall. Infolgedessen sah er sich gezwungen, einen Vikar anzunehmen. Das hinderte ihn jedoch nicht, die Schreibereien für das Seminar selber zu besorgen und das Jahr mit der Prüfung der letzten Serie der Zöglinge abzuschließen. Der vom 8. Januar 1812 datierte Bericht darüber verrät aber durch die der gewohnten Festigkeit entbehrenden Schrift-

züge, wie sauer den Schreiber diese Arbeit angekommen sei. Für Spörlins ganze Wirksamkeit ist es bezeichnend, daß seine letzte Amtshandlung der Schule gegolten hat. Sonntag den 12. April ermahnte er in der Predigt seine Zuhörer noch eindringlich zur Sorgfalt in der Kindererziehung und lud die Gemeinde zum Besuche der auf den darauffolgenden Mittwoch anberaumten Schulprüfung ein. Am demselben Sonntagabend raubte ihm ein erneuter Schlaganfall Sprache und Bewegung. Der 15. April, der Tag der Schulprüfung, war sein Todestag. Sein Hinschied erweckte nicht nur in seiner Gemeinde, im Kreise seiner Amtsbrüder, unter der Lehrerschaft und bei allen Schulfreunden im Kanton, sondern auch an der Jahresversammlung der schweizerischen Erziehungs-gesellschaft die schmerzlichste Teilnahme. Pfarrer Martin von Brunn von Liestal widmete bei diesem Anlasse dem Andenken seines Freundes einen warm empfundenen, dessen Verdienste allseitig würdigenden Nachruf.

Spörlin war seit 1784 mit Dorothea David, der Tochter des Ratsherrn Lukas David, verheiratet. Außer der Gattin überlebten ihn zwei Kinder, ein Sohn, den der Vater, der Familientradition untreu, nicht Sebastian, sondern Lukas getauft hatte, und eine Tochter. Nähere Angaben über Spörlins Familienleben fehlen zwar gänzlich. Wir dürfen aber aus Allem, was sonst über ihn bekannt ist, den Schluß ziehen, daß er in einer glücklichen Ehe gelebt habe und ein guter, treuer und liebevoller Gatte und Vater gewesen sei.

Aus den im Besitze seines Urenkels (Hr. E. Vogt-Seidel) befindlichen zwei Bildern Spörlins, einem größern Delbilde und einer kleinen Bleistiftzeichnung, können wir uns keine rechte Vorstellung von seiner Persönlichkeit machen. Wenn es dagegen richtig ist, daß die Züge der Handschrift einen Schluß auf den Charakter einer Persönlichkeit zulassen, so fällt uns dies bei Spörlins durchaus eigenartigen,

leicht erkennbaren Schriftzügen nicht schwer. Die von der damals bei uns allgemein üblichen alten Baslerhandschrift vielfach abweichenden Formen deuten auf einen fremden Einfluß gerade während der Jahre hin, wo die Handschrift sich bildet. Die steifen, zusammengedrängten, steilen, aber saubern Züge machen vermöge ihrer Zierlichkeit einen angenehmen Eindruck und deuten auf einen Mann der Ordnung hin, der, was er vornimmt, mit Sorgfalt und Bedacht, mit Besonnenheit und Ueberlegung ausführt, dem aber etwas Steifes und Unbeholfenes anhaftet.

Schlicht und einfach in seinem ganzen Wesen hat Spörlin nicht nach der Gunst der großen Menge gestrebt und sich nirgends hervorgedrängt. Seinen größten Ruhm setzte er darein, gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen und, unbekümmert um das Getreibe der andern, seinen Gang durchs Leben geradeaus zu gehen, dem Ziele entgegen, das einem jeden gesetzt ist. Was er als die höchste Aufgabe des Lebens betrachtet, mag er zum Schlusse selber sagen. Unter der Ueberschrift „Mein Testament“ steht am Ende seiner Jugendgeschichte ein seinem Sohne zugeeignetes Gedicht, das nach dem Muster einer gellert'schen Erzählung abgefaßt ist und etwas abgekürzt folgendermaßen lautet:

Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwa ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den jetzt' ich hier zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei tausend Hindernissen
Besatz ich mich stets auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an:
„Der Tag ist hin; hast du was Gut's, was Nütliches gethan,
Und bist du frömmer, weiser als am frühen Morgen?“
Dies, lieber Sohn, dies waren meine ersten Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.

So lernt' ich, mich mit Wenigem begnügen,
Und streckte meinem Wunsch ein Ziel.
„Hast du genug,“ dacht' ich, „so hast du viel,
Und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichtum? — Nein! Das Glück, der Welt genügt zu haben.
Drum sei vergnügt, wenn du dir dies erwirbst.“
So dacht' ich, liebster Sohn, so sucht' ich auch zu leben,
Und dieses Glück kannst du mit Gott dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaff'ner Mann zu sein.

